

MARTHA GELLHORN



DAS WETTER IN AFRIKA
NOVELLEN

DEUTSCH VON
MIRIAM MANDELKOW

DÖRLEMANN

DÖRLEMANN
eBook

MARTHA GELLHORN

DAS WETTER IN AFRIKA

Novellen

Aus dem Amerikanischen neu übersetzt
von Miriam Mandelkow

DÖRLEMANN

Die Originalausgabe »The Weather in Africa« erschien 1984.
Eine Zeittafel zu Martha Gellhorns Leben und Werk findet sich unter
www.doerlemann.com.

eBook-Ausgabe 2012
Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten
© The Estate of Martha Gellhorn
© 2008 Dörlemann Verlag AG, Zürich
Umschlaggestaltung: Mike Bierwolf
Umschlagfotografie: Paul Sounders
Satz und eBook-Umsetzung: Dörlemann Satz, Lemförde
ISBN epub 978-3-908778-09-7
www.doerlemann.com



Martha Gellhorn

AUF DEM BERG

Es wurde viel geredet, als Jane und Mary Ann Jenkins an den Kilimanjaro heimkehrten. Mary Ann hatte nur zwei Jahre in einer amerikanischen Stadt namens Cleveland verbracht, von der kein Mensch je etwas gehört hatte, aber Jane war zwölf lange Jahre weg gewesen und hatte, was man so hörte, in Europa Furore gemacht. Sie waren in die Welt hinausgegangen, weit weg von diesem Berg, um ihr Glück zu machen, und kehrten nun glücklos, mittellos und unverheiratet in dieses alte Familienhotel zurück, alle beide.

Alle Europäer hier kannten die Familie Jenkins, und alle hatten eine Meinung zum überraschenden Auftauchen der beiden Töchter. Darüber tauschte man sich in Moshi aus, an der Hotelbar, bei der Post, im besten Krämerladen, an der Tankstelle, in der Bank. Bergauf, bergab in den Häusern der Farmer war es Thema, an den Bridgenachmittagen der Damen, bei Einladungen zum Sonntagslunch, in den Ehebetten. Henry McIntyre, der seit Menschengedenken auf dem Kilimanjaro Kaffee anbaute, verkündete das Mehrheitsurteil: »Diese dusseligen armen Mädchen haben es gründlich versaut.«

»Mädchen?« fragte seine Frau.

Jane war zweiunddreißig, Mary Ann dreißig.

Man witterte die Niederlage, das Ende großer Erwartungen. Die Eltern Bob und Dorothy Jenkins waren überglücklich. Sie hatten keine Ahnung, daß über ihre Kinder geredet wurde.

Allerdings waren sich alle einig, daß Bob und Dorothy in die Jahre kämen und es nur recht und billig sei, wenn die

Mädchen zurückkehrten und ihnen zur Hand gingen. Die ältere Generation konnte sich noch daran erinnern, wie Bob und Dorothy vor fünfunddreißig Jahren aufgetaucht waren und sich an einer Schotterstraße am Ende der Welt auf der Ostseite des Bergs Land gekauft hatten, um einen Hotelbetrieb aufzubauen. Die angrenzenden Bauern hielten sie für verrückt. Wer sollte dorthin kommen und wozu? Das Hotel war damals ein überwuchertes Blockhaus mit fünf Zimmern so groß wie Besenkammern. Bob und Dorothy nannten sie Travellers' Rest und waren ganz unverzagt.

Inzwischen gab es dreißig Zimmer. Das Blockhaus hatte sich in ein langgestrecktes, zweistöckiges Haupthaus verwandelt, noch immer mit Halbrundstämmen verschalt, das machte seinen Charme aus, das und die ausladende Glyzinie, die die Verandapfeiler am Eingang umrankte, die Myrtenaster und das Geflecht aus Gummibaum und Bougainvillea vor dem dunklen Holz. Drinnen gab es eine zünftige Bar, Steinkamine, einen Salon mit bequemen Sesseln und Sekretären und einen mit narzissengelben Tischdecken und Servietten herausgeputzten Speisesaal. Die Zimmer waren in Chintz gehalten und mit vielen erstklassig gekachelten Badezimmern versehen.

Acht Bungalows, vier auf jeder Seite, gingen in einem Halbkreis vom Hauptgebäude ab: Wohnzimmer, Schlafzimmer, Bad und eine kleine Veranda für den Aperitif am Mittag, zu kalt für den Abend. Das Mobiliar in den Bungalows sei der letzte Schrei im schwedischen Stil, so Dorothy, Vorhänge und Polster hatten moderne kräftige Zackenmuster. Der Swimmingpool war ein dekorativer blauer See mitten auf dem Rasen; nur Touristen brachten es fertig, in dieses eisige Wasser zu springen. Hinter den Bungalows, nahe der Auffahrt, hatten sie für die jüngeren Gäste einen Tennisplatz errichtet. Außerdem wurden

Landrover vermietet. Die ganze Anlage war in einen Garten wie in ein riesiges Blumenbeet gebettet. Der alte Bob, ein echter Gärtner, hatte gelitten, als er für den Neubau Bäume fällen mußte. Bei dem vielen Regen, dem Dunst und der unendlichen Wasserzufuhr aus den Bergflüssen gedieh einfach alles.

Keiner mißgönnte den Jenkins ihren Erfolg. Sie hatten ihn verdient. Alle wußten, was für eine Schinderei es bedeutete, in Tanganjika, nun Tansania, ein Geschäft aufzuziehen. Die Watu, die Afrikaner. Vierundzwanzig Stunden am Tag mußte man auf der Hut sein: Sie vergaßen alles, sie zerbrachen alles, sie waren von Natur aus unzuverlässig und gedankenlos - man ahnte nicht einmal, welche Dummheit ihnen als nächstes einfallen würde, und das in einem Hotel mit arglosen ausländischen Gästen, die erstklassigen Service erwarteten. Dorothy hatte Tag und Nacht ein Auge auf sie, wachsam, belehrend. Und Bob war ein Schatz. Alle mochten Bob.

Die eingesessenen Europäer nahmen sämtlich ihre Chance wahr, die verlorenen Töchter in Augenschein zu nehmen. Jeder wollte sehen, was Zeit und Abwesenheit mit ihnen angestellt hatten. Jane mit dem goldenen Haar und den großen blauen Augen war eine taufrische englische Rose gewesen, hoffnungslos verzogen von ihren Eltern. Der Tau war auf jeden Fall getrocknet - zur allgemeinen Genugtuung. Jane war zu selbstverliebt gewesen, zu eingenommen von ihrem eigenen Antlitz, wobei man sie auch jetzt beim besten Willen nicht als Vogelscheuche bezeichnen konnte. Mary Ann hatte sich kaum verändert. Sie ähnelte ihren Eltern so wenig wie ihre Schwester. Jane, die Schönheit. Mary Ann, offiziell das Mauerblümchen. Mary Ann war mit allen Braunschattierungen in einem Durchschnittsgesicht gesegnet. Jane hatte die

hochgewachsene, geschmeidige Figur eines Mannequins, Mary Ann war klein, hatte Busen, Hüften, Taille. Kein Mann aus der Gegend hatte sich je an eine von ihnen herangewagt. Stets hatte man zähneknirschend vorausgesetzt, die Jenkins-Schwestern warteten auf etwas Besseres: Kilimanjaro und Umgebung seien nicht gut genug für sie.

Amerika hatte Mary Ann gutgetan. Sie lief nicht mehr so nachlässig herum. Vor ihrem Cleveland-Abenteuer hatte sie sich die Haare mit der Nagelschere geschnitten und irgendwelche alten Hosen getragen oder abends Kleider, die wie geblümte Sesselschoner aussahen. Jetzt frisierte sie ihr Haar und steckte es zum Beispiel hoch oder ließ es auf diese merkwürdig neumodische Art, als wäre sie gerade aufgestanden und hätte das Bürsten vergessen, wüst durcheinanderstehen, oder band es mit einem wehenden Tuch zu einem Pferdeschwanz zusammen. Und sie trug Miniröcke und hautenge Hosen und Pullover, die ihren Busen betonten. Amerikanische Kleidung. Kleidung, erzählte man sich, sei sehr billig in Amerika.

Jane hatte nicht nur ihre Frische verloren, sie schien sich in Europa auch noch eine Extraportion Hochmut eingefangen zu haben. Ihrem Verhalten nach zu urteilen, waren für sie jetzt alle Watu.

»Sie reden so nett«, sagte ein Neuling, der junge Bankdirektor aus Moshi, der sein Wochenende im Travellers' Rest verbrachte und sich an der Gesellschaft und dem Tennisspiel erfreute. Moshi war ein totes Nest, die Woche lang und einsam. »Wo haben sie diesen Akzent her?«

»Chagga«, erklärte Henry McIntyre. »Chagga-Englisch. Als erstes haben sie Chagga gesprochen, weil sie immer mit den Kindern der Dienstboten oben bei den Hütten und im Dorf gespielt haben. Wenn man bedenkt, wie sie

aufgewachsen sind, ist es schon seltsam, Jane heute zu hören. Sie klingt wie eine typische alte Kolonialistenmemsahib. Die Watu können einen weiß Gott um den Verstand bringen, aber sie sind nicht bösartig, die armen Schlucker. Da muß Jane gar nicht mit ihnen umspringen, als wären sie Ungeheuer. Die Hälfte der Watu sind Janes Leben lang hier im Hotel, mit vielen von ihnen hat sie noch gespielt. Wobei Jane sie schon als Kind mächtig rumkommandiert hat, das schon.«

Mr. und Mrs. Jenkins strahlten, Bob durch seine goldgerahmte Brille, Dorothy aus wachen dunklen Augen. Sie strahlten und sahen entspannt dabei zu, wie die Mädchen das Kommando übernahmen. Das Hotel gehörte den Mädchen, die Eltern hatten es nur für sie gebaut. Dorothy, die sich seit der Eröffnung nicht das kleinste Päuschen gegönnt zu haben schien, ruhte sich nun häufig am großen Kamin im Salon oder in einem Stuhl aus geflochtenem Plastik auf der Veranda aus. Und Bob, an diesem Berghang ganz krumm und halb kahl geworden, sah aus, als hätte ihn das Glück über die Heimkehr seiner Töchter verjüngt.

Bob und Dorothy fanden, daß sich die Mädchen die Arbeit klug aufgeteilt hatten. Mary Ann führte das Personal, die Lagerbestände und das Büro, Jane kümmerte sich um die Gäste. Nach ihrem Aufenthalt in Europa besaß Jane den nötigen Schliff und Stil, die Gäste waren entzückt, und sie hatte sich zu einem Sprachgenie gemausert, sehr wichtig heutzutage, da auf diesen Rundreisen so viele Nationalitäten vorbeikamen. Jane begegnete ihnen souverän, auf Französisch und Italienisch. Mit Begeisterung hörten die Gäste, daß sie es mit einer Prominenten zu tun hatten, der berühmten Sängerin Janina, die hier nach

Triumphen in Europas Hauptstädten ein wenig ausruhte. Für den Hotelgebrauch reichte Janes Französisch und Italienisch, das entsprechende Vokabular hatte sie gelernt, als sie selbst in Hotels wohnte. Hin und wieder fragten sich die Gäste, wer die kleine Dunkle sei, die im Hintergrund herumhuschte.

Als Mary Ann siebeneinhalb war, wurden ihr schmerhaft und für alle Zeit die Augen geöffnet. Die Töchter kamen zu ihren ersten Weihnachtsferien vom Internat nach Hause, Jane von der Tanamuru Girls School, der teuersten Einrichtung für junge Damen in Kenia, und Mary Ann von einer bescheidenen kleinen Institution nahe Arusha, praktisch nebenan.

»Und wie ist deine Schule?« fragte Jane.

»Gut.«

»Ach, da bin ich aber froh!«

Das saß wie eine Ohrfeige. Mary Ann hätte es nicht in Worte fassen können, selbst mit dreißig war sie nicht sonderlich wortgewandt und mit siebeneinhalb schon gar nicht, aber Janes Lächeln, die Stimme und ihr Blick sagten ihr: Die güldengelockte Prinzessin ließ sich gnädig zum Bauermädchen herab. Das war Janes Bild von ihnen beiden, und so wollte sie es haben. An diesem Tag kündigte Mary Ann ihrer älteren Schwester die Gefolgschaft und Bewunderung.

Sie wollte zurückschlagen, sie wollte Jane weh tun. Sie versteckte eine kleine harmlose Schlange in Janes Wäscheschublade, worauf Jane, die Zeter und Mordio schrie, von Mummy gestreichelt und gehätschelt, geküßt und gewiegt wurde und bei den Eltern schlafen durfte, bis der Schrecken verflogen war. Sie machte Janes Lieblingspuppe kaputt und nannte es ein Versehen, worauf Daddy Jane eine neue und noch schönere Puppe kaufte. Da wurde Mary Ann klar, daß sie nicht schlau genug war, um gegen Jane

anzukommen. Ihre Eltern liebten sie nicht, sie hatten sie in einem Korb gefunden, sie war nicht ihr Kind, sie würde weglaufen und wie Mowgli im Wald leben. Einen ganzen Monat lang war Mary Ann unglücklich.

Da sie aber eine Frohnatur war, ließ sie ihren Ärger über Jane fahren und ignorierte ihre Schwester, was ein leichtes war, denn Jane verbrachte immer weniger Zeit zu Hause. Bob und Dorothy kümmerten sich nun stärker um Mary Ann, weil sie glaubten, sie wäre traurig ohne ihre Schwester. Mary Ann freute sich, mit ihren Eltern allein zu sein und wieder am Berg, wo sie sich sowieso am liebsten aufhielt.

»Jane ist so beliebt«, pflegte Dorothy stolz und ein wenig bekümmert zu sagen. Jane berichtete in ihren Briefen von dem herrlichen Aufenthalt bei Cynthia Lavington auf Ol Ilyopita, der riesigen Familienfarm in Kenia – Sir George und Lady Lavington, wie Jane betonte. Sie sei mit Stefanella Hallam beim Pferderennen in Nairobi gewesen, in der Loge der Hallams; Mr. Hallam besitze die besten Rennpferde Afrikas, erklärte Jane.

»Jane hat vornehme Freundinnen«, pflegte Bob Jenkins mit ehrfürchtiger Verwunderung zu sagen. In Kenias feiner Gesellschaft, in der er sich unwohl und deplaziert gefühlt hätte, blühte seine Tochter auf.

Angeberei, dachte Mary Ann, elendes Geputze: unsäglich. Aber egal, je länger Jane dem Kilimanjaro fernblieb, desto besser.

Sie ahnten nicht, wie Jane sich bei Cynthia und Stefi, den reichsten, vornehmsten, schönsten Mädchen der Schule, anbiederte und wie gnadenlos die beiden über sie herzogen und sie abwimmelten. Auch nicht, wie verzweifelt sie auf einem Schulfest deren Mütter umgarnt, wie sie sich an die erlauchten Damen geheftet hatte, bis diese die ersehnte Einladung aussprachen und ihren Töchtern einbleuteten,

höflich zu sein. Weitere Besuche in diesen glanzvollen Gefilden sollten ausbleiben, da Cynthia und Stefi schmolten und ungenießbar wurden. Doch Jane schrieb ihren Eltern weiter über die Laverings und die Hallams, während sie dritt- und viertklassigen Einladungen folgte. Sie haßte Cynthia und Stefi, die sie um etwas betteln ließen, was ihr rechtmäßig zustand. Und sie war entschlossen, eines Tages dort anzukommen, wo sie hingehörte, nämlich ganz oben. Und von dort herabzublicken.

Natürlich war das, neben den unergründlichen Genen und Chromosomen, Bob und Dorothy zuzuschreiben. Sie hatten keine Bücher über Kinderpsychologie oder sonstige Psychologie gelesen und waren im schlichten altmodischen Glauben befangen, Liebe sei der beste Leitfaden für die Erziehung der Kinder.

»Du bist meine kleine Prinzessin«, hatte Bob immer gesagt und sie an der Hand durch den Salon geführt, damit alle sie bewundern konnten.

»Du siehst aus wie eine kleine Prinzessin«, hatte Dorothy immer gesagt, wenn sie ein neues Kleid zurechtzupfte und noch einmal mit der Bürste durch das güldene Haar fuhr.

Zu Mary Ann hatte Bob immer gesagt: »Sei ein braves Mädchen und bring dieses Jahr gute Noten nach Hause.«

Und Dorothy hatte immer gesagt: »Räum dein Zimmer auf, Schatz, nicht trödeln, du bist ein braves Mädchen.«

So verbogen sie den Nachwuchs mit den besten elterlichen Absichten. Jane mußte annehmen, sie sei eine verbannte Prinzessin, da Prinzessinnen nicht von Wirtsleuten abstammten, deren oberstes Gebot »Der Kunde ist König« lautete. Und Mary Ann mußte es, wollte sie ihre Eltern nicht als einfältig abtun, für das nächste Ziel im Leben halten, ein braves Mädchen zu sein. Freunde und Nachbarn waren sich einig, daß die Eltern Jane hoffnungslos

verzogen, während Mary Ann ein liebenswertes Herzchen sei.

Jane war eine Schönheit, das ließ sich nicht leugnen. Mary Ann nahm das hin, wie sie Janes abgelegte, umgenäherte Kleider hinnahm. Es war müßig, gegen die eigene Unscheinbarkeit aufzugehen, und unscheinbare Mädchen bekamen immer zweite Wahl. Während Jane in London Gesangsstunden nahm, lernte sie in Mombasa Steno und Schreibmaschine, weil ihre Eltern eine sachkundige Sekretärin brauchten. Wenn Jane London erobern wollte, sollte sie doch, die blöde Kuh. Sie selbst gehörte hier auf den Berg, sie würde im Hotel helfen. Es konnte nun mal nicht jede schön sein, Mary Ann war glücklich mit dem, was sie hatte. Und Jane wirkte trotz ihres Aussehens und ihrer Privilegien und der blinden Verehrung ihrer Eltern nie glücklich.

Als Mary Ann nach ihrer Sekretärlernenausbildung zurückkehrte und ganztags im Hotel mitarbeitete, verstand sie ihre Eltern und verzieh ihnen. Sie waren hingebungsvoll und bescheiden, häßliche Entlein allemal, die nach sechs Jahren Ehe, bereits aller Hoffnungen beraubt, aus unerfindlichem Grund diesen Schwan hervorgebracht hatten: Jane. Mary Ann begriff, daß Jane ihre Erfüllung war, nicht das Hotel. Es war ihnen gar nicht in den Sinn gekommen, wie wahnwitzig es war, auf dem Kilimanjaro in zwei Kilometern Höhe, außer Sichtweite der berühmten Firnkappe, an einer rumpeligen Straße ein Hotel zu bauen. Ahnungslos und voller Zuversicht hatten sie gebaut und gearbeitet, noch mehr gebaut und noch mehr gearbeitet; das Hotel, auf das niemand gewartet hatte, war von Anfang an ein Erfolg.

Jane aber war ein Geschenk des Himmels, ein Wunder. Beim bloßen Anblick eines Fotos von Jane fühlten sie sich

von Gottes Gnade auserwählt. Mary Ann, klein, knuddelig und dunkel, entsprach eher ihren bescheidenen Erwartungen: ein gewöhnlicher Mensch wie sie, den man lieben konnte, nicht verehren.

Die beiden Mädchen sprachen weder miteinander noch mit ihren Eltern noch irgend jemandem sonst über die Zeit ihrer Abwesenheit vom Kilimanjaro. Jane begrub die Erinnerung unter vielen Schichten Stolz. Der Stolz hatte sie angetrieben, und der Stolz gemahnte sie, daß sie Janina war, die sich im schicken Familienhotel in Ostafrika eine Verschnaufpause gönnen konnte, bis ihr Agent ein lohnendes Engagement an Land zog. Doch wenn sie nachts aus einem bösen, verschwommenen Traum erwachte, konnte sie die letzte Erinnerung nicht vergessen. Das Savoy in Harrogate: der zu große kalte, spießige Speisesaal und die schreckliche Band und die Klientel, die sich oft zu ausgesprochen hemdsärmeligen Zusammenkünften einfand, mittelalt, Mittelschicht, in sicherer Begleitung ihrer Gattinnen. Sie hatte ihre Darbietung beendet, das Mikrophon an Bandleader Sammy zurückgegeben und wollte gerade hinter den Vorhang in ihre Garderobe schlüpfen, als eine Stimme aus der Vergangenheit sie aufhielt.

»Hallo, mein Täubchen. Erkennst du deine alten Freunde nicht mehr?«

Er war feister geworden, gewöhnlicher, aber auch reicher, förmlich mit Wohlstand geölt. Jeff Parks, ihr heimlich Angetrauter aus knapp einjähriger Ehe, ein Mann, noch kaum ein Mann damals, der sie sitzengelassen hatte, als sie einundzwanzig war. Sie erinnerte sich an jeden Augenblick der Trennung und an jedes Wort. Er hatte gesagt: »Du bist so kalt und so schlaff im Bett wie ein Plattfisch und sowieso besser in Afrika aufgehoben, wo die Schwarzen die ganze Arbeit machen, kein Mann will in einem Schweinestall

hausen und Bohnen aus der Dose fressen. Außerdem, Goldlöckchen, wirst du sowieso nie so gut wie Lena Horn, niemals, kapiert? Du schaffst es niemals ins Savoy.« Als er die Tür hinter sich schloß, strahlte er vor Erleichterung und Freude.

Jetzt sagte er: »Glückwunsch, Goldlöckchen. Hast es ja doch geschafft. Das Savoy.«

Jane lief vor ihm davon. Sie weinte nicht, sowenig wie sie als Einundzwanzigjährige geweint hatte. Sie stand in diesem düsteren Kabuff, in dem bestimmt keine Künstlerin je körbeweise Blumen, Scharen von Bewunderern oder schmeichelhafte Telegramme empfangen hatte, und starrte in ihr Gesicht. Der Blick irr vor Angst. Sie hinterließ dem Geschäftsführer eine Nachricht, erwähnte ein Telegramm aus der Heimat, packte ihre Sachen und erwischte den Nachtzug nach London. Sie ließ das Taxi warten, während sie in einer Londoner Bank, in der Bob und Dorothy Jahr für Jahr ihren Unterhalt hinterlegten, einen Scheck einlöste. Es war das mindeste, was sie für ihre begabte Tochter tun konnten, die in den teuren Städten Europas ganz auf sich allein gestellt war. Dann fuhr sie zum Flughafen und wartete auf einen freien Platz nach Daressalam.

Die Reise war lang und steinig und kalt gewesen: Sie hatte in Bars in der King's Road gesungen und später in schäbigen Nachtclubs in Soho, sie hatte Männer abblitzen lassen, die sie, nach Jeff Parks, ohnehin nicht wollte, sie wollte nur ihren Namen, Janina, auf Plakaten, in Zeitungen, auf Platten, sie wollte Auftritte in großen Hotels, auf der Bühne, im Film: Sie wollte Ruhm. Dann das Linke Ufer in Paris, eine Reihe von Boîtes, schreckliche Arbeitskollegen und Gäste, für die eine Nachtclubsängerin automatisch auch eine Hure war. Und immer diese tote Zeit zwischen zwei Engagements, das Warten in muffigen Hotelzimmern, wo sie Schallplatten

hörte und vor dem Spiegel übte, ihr Gesicht mit Creme und Adstringens einschmierte, das Haar kämmte, sich fit hielt, Einsamkeit, Zweifel und die vier Wände abwehrte. Bis Rom.

In Rom war Luigi, drei Jahre jünger als sie, was sie ihm aber nie erzählte, ein schöner Mann mit dichten schwarzen Locken, einem herrlichen Profil, samtweicher beiger Haut, Augen, in denen man ertrinken konnte, und einer sanften Stimme, die Anerkennung und Zärtlichkeiten murmelte. Er arbeitete als Verkäufer in einem Herrenbekleidungsgeschäft in der Via Francescina. Er war arm, aber exquisit gekleidet; als Paar auf der Via Veneto waren sie eine echte Augenweide. Ihr Unterhalt und Lohn hielten sie beide über Wasser.

Mit seinen Berührungen weckte Luigi die Prinzessin endlich aus ihrem Eisesschlaf. Sie hatte nicht geahnt, daß das Leben derart überschäumendes Glück bereithielt; es zeigte sich in ihrem Gesang. Fünf Monate ungetrübter Freude. Sie fühlte sich jung und sorglos, geborgen, aufrichtig geliebt, wie eine erfüllte Frau. Die einsame, garstige Vergangenheit verblaßte, sie hatte Luigi, die goldene Gegenwart in dieser magischen Stadt, die leuchtende Zukunft. Eines Abends kam Luigi bedrückt in den Club Aphrodite, Luigi war sonst nie bedrückt, er war immer fröhlich, herzlich, stolz auf sie, leidenschaftlich. Er habe seine Arbeit verloren, sagte er, verschwieg aber, daß sein Chef ihn einen Faulsack genannt hatte, der sich besser eine reiche alte Amerikanerin anlachen solle, die ihn aushielt wie all die anderen Faulsäcke. Er habe Rom satt, sagte Luigi, dieses ganze laute, drängelnde Volk; und alles sei so teuer. Er kehre aufs Land zurück, seine Mutter schimpfe sowieso schon in ihren Briefen, er solle gefälligst nach Hause kommen, seine Frau bekomme jeden Moment ein neues

Bambino. Das dritte, sagte Luigi und zog achselzuckend eine Grimasse.

Jane hatte geglaubt, Luigi habe ihr aus Geldnot die Ehe nicht angetragen; alles, was mit Stolz zu tun hatte, konnte sie nachvollziehen. Er hatte erklärt, er lerne die Arbeit von der Pike auf, sein Onkel habe vor, ihm einen eigenen Laden einzurichten. Jane wußte, wenn Luigi seinen eigenen Laden hatte, würde er um ihre Hand anhalten. Ihre Beharrlichkeit und ihr Ehrgeiz erschienen ihr jetzt abwegig, außer als Mittel zu diesem Zweck. Ihre Karriere war ein Winkelzug des Schicksals, das sie nach Rom und zu Luigi geführt hatte. Was war der einsame Traum vom Ruhm gegen die Wonnen der Ehe mit Luigi? Es war nur eine Frage der Zeit, noch ein bißchen Warten, aber zauberhaftes Warten, bis Luigis männlicher Stolz durch einen eigenen Laden befriedigt würde. Gemeinsam hatten sie sich einen Namen ausgedacht: Palm Beach. Jane fragte sich, ob sie wohl mit ihm zusammen arbeiten, Tag wie Nacht an seiner Seite sein dürfte, oder ob eine Frau in der elegantesten Männerboutique von Rom das Niveau senken würde. Sie wollte Kochen lernen und Nähen, sie wollte Luigi zärtlich, inbrünstig zu Diensten sein, in jeder Hinsicht, von ganzem Herzen.

Janes Arm holte von alleine aus. Sie schwang die Handtasche wie eine Keule und traf Luigi mit Wucht. Er faßte sich an die Wange, funkelte sie zornig an und stürmte aus der Garderobe. Jane verriegelte die Tür und weinte, zum ersten Mal, bis sie fror, ermattet war, blind und erstickt vor Tränen, reglos vor Erschöpfung. Ein gebrochenes Herz war wirklich, schmerhaft wie ein Messerstich. Und im Kopf schwarze Verzweiflung. Es gab niemanden auf der Welt, an den sie sich wenden konnte, sie war allein mit ihrer Qual, sie erfror vor Einsamkeit.

Aber niemand durfte davon erfahren, niemand, niemals. Mit der Häme würde sie nicht leben können, mit dem Gelächter hinter ihrem Rücken, die stolze Janina, vorgeführt vom ersten Italiener, der sie aufs Kreuz gelegt hatte. Sie würde hier warten, bis alle weg waren, damit niemand ihr verwüstetes Gesicht sah. Ein schreckliches Wort zog auf und verschaffte sich Gehör. *Versagen*. Es gab keine Tränen mehr, nur das Gefühl kriechender Kälte in der luftlosen Garderobe an einem Sommerabend. Warte, sagte sich Jane, warte, warte. Das Sofa mit den vorspringenden Federn roch schimmelig, der abgeriebene grüne Damast war schmierig von zu vielen Köpfen.

Als sie später die immergleichen Worte sang - »*Doan evah leave me ... why ya treat me so mean ... youah mah man, I need ya honey, I need ya lovah ...*« -, lagen Sinn und Gefühl in ihrer Stimme. Aber jetzt haßte sie auch Rom, haßte jeden schönen jungen Mann mit dichten schwarzen Locken, und die Straßen waren voll von ihnen. Sie folgte einem unersetzen englischen Herrn mittleren Alters, der ihr erzählte, er sei der Geschäftsführer des Savoy in Harrogate auf Urlaub in Rom, und eine solch reizende englische Maid habe inmitten dieser schleimigen Spaghettis nichts verloren, sie solle nach Hause kommen, seine Kundschaft bestehe nicht aus Horden lüsterner Gaffer, sondern aus anständigen englischen Herrschaften.

Mary Ann hatte nicht soviel zu erinnern und keinen besonderen Grund, zu vergessen. Acht Jahre hatte sie im Hotel gearbeitet und ihren Eltern eine gewisse Last von den Schultern genommen. Wann immer sie das Gefühl hatte, ein wenig Zeit für sich abknapsen zu können, ging sie den Berg hinauf, am Chagga-Dorf vorbei, wo sie mit alten Freundinnen plauderte, in die feuchte Dschungelwelt des Regenwalds. In der Schule hatte sie wenig gelernt, aber von

Miss Peabody, ihrer geliebten Mathematiklehrerin, die sich als Hobbybotanikerin entpuppte, hatte sie Neugier und Begeisterung mitbekommen. Davor hatte Mary Ann die Natur behandelt wie die meisten Afrikaner: Die Fauna war entweder Ärgernis oder Bedrohung oder etwas Eßbares, die Flora uninteressant, solange sie nicht eßbar war oder verkäuflich. Bob nannte Mary Anns Botanisieren ein Hobby und war froh, daß das Kind einen Zeitvertreib hatte. Mary Ann erwarb außerordentliche Kenntnisse und mauserte sich zur Wissenschaftlerin ohne Ausbildung.

Sie war zu beschäftigt, um über Männer nachzudenken, und da sie sich für eine graue Maus hielt, nahm sie nicht an, daß Männer je einen Gedanken an sie verschwendeten. Hin und wieder, wenn sie mit afrikanischen Babys spielte, packte sie das Bedauern, selbst keine zu haben, aber dann nahm das Hotel sie wieder ganz in Anspruch, und die Zeit verstrich. Bis Mr. und Mrs. Niedermeyer dort abstiegen, enormen Gefallen an ihr fanden und ihr schließlich vorschlugen, mit ihnen nach Cleveland zu kommen.

»Es ist wunderschön hier«, hatte Mrs. Niedermeyer zu Dorothy gesagt, »einen hübscheren Flecken kann ich mir zum Leben gar nicht vorstellen. Aber finden Sie nicht, daß Ihre Tochter noch mehr von der Welt sehen und andere Menschen kennenlernen sollte? Ich werde sie nicht über Gebühr beanspruchen, ganz bestimmt nicht, sie wird viel Zeit für Partys und Vergnügungen haben und für junge Männer.« Mrs. Niedermeyer dachte da an ihren Lieblingsneffen, einunddreißigjährig und ledig. Sie fand, auch wenn der Vergleich ungerecht war, Mary Ann netter und ansprechender als die jungen Frauen in Cleveland und Umgebung – und romantisch mit dem kleinen braunen Gesicht und dem putzigen Akzent und dieser

zurückhaltenden Art. Wenn Jack sich nur in sie verliebte, wären alle glücklich und versorgt.

Nach dem Hotel war die Arbeit als Mrs. Niedermeyers Sekretärin die reinste Erholung. Mary Ann hatte viel Zeit und Geld. Finanzielle Unterstützung ihrer Eltern hatte sie abgelehnt, denn Mrs. Niedermeyer bezahlte sie gut. Mit Hilfe ihrer enthusiastischen neuen Freundinnen kaufte sie Kleider und probierte die Friseure durch. Jack brachte ihr Bridge und Tanzen bei. Sie war von gesprächigen, freundlichen jungen Frauen umgeben sowie Jack, ihrem Lehrer, Lenker und Beschützer. Der bedächtige junge Börsenmakler brauchte ein Jahr, um zu dem Schluß zu kommen, daß er in Mary Ann verliebt sei, und war fassungslos, als sie ihm dankte und, mit einem Blick, als hätte sie ein Tier verletzt, als hätte sie auf der Straße einen Hund angefahren, nein sagte. Da wußte Jack, daß er leidenschaftlich in Mary Ann verliebt war. Mrs. Niedermeyer hatte ihren Fred damals auch hingehalten, sie wußte, daß Mary Ann nicht mit Jack spielte, das Mädchen war tatsächlich unschlüssig.

Jack bot Mary Ann alles und für die Zukunft noch mehr. Wie sollte sie erklären, daß sie nicht alles wollte, vielleicht wollte sie überhaupt nichts. Eigentlich hatte sie bereits zuviel; wozu beispielsweise brauchte sie acht Lippenstifte? Vor allem konnte sie weder Jack noch irgendeiner ihrer großzügigen amerikanischen Freundinnen sagen, daß ihr Cleveland und Umgebung wie ein Stein im Magen lagen, wie eine dichte, schwere Depression. Nie wachte sie mit heiterem Herzen auf, weil sie wußte, wovon sie umgeben war, einem riesigen See voller Müll, einer häßlichen, ausgedehnten Stadt, einem Slum für Arm und Reich, einer flachen, müden Landschaft mit dünnen Bäumen. Sie sehnte sich nach der Luft, der Stille und Weite Afrikas und dem

großen, ungezähmten Berg. Zuerst hatte sie der Schnee hier fasziniert, als er sich aber in gelben Matsch verwandelte, fand sie ihn grauenhaft. Sie besaß einen Pelzmantel, ein Geschenk von Mrs. Niedermeyer, und fror den ganzen Winter, und im Sommer war ihr, als müßte sie ersticken. Von Klimaanlagen bekam sie eine verstopfte Nase. Jack beharrte mit Geduld und unermüdlichem Willen. Wettbewerb, dachte Mrs. Niedermeyer, unser aller Lebenselixier, selbst wenn das Ziel nur ein Mädchen ist, das nein sagt.

Mary Ann haderte mit sich. Für wen hielt sie sich, eine Schönheitskönigin wie Jane, bei der die Verehrer Schlange standen? Jack war der erste Mann, der sie begehrte, und gewiß der letzte. Er war die Freundlichkeit in Person und sah gut aus, wobei sie sich, wenn sie allein war, nie so recht an sein Gesicht erinnern konnte. Aber eine Ehe war lang, man sehe sich nur Daddy und Mummy an, ewig lang, und immer schlief man im selben Raum. Als Jack sie küßte, war ihr das peinlich, er redete viel und lachte viel, und das war schön, aber sie konnte sich auf das, was er sagte, nicht konzentrieren. Wenn man auf Männer nicht anziehend wirkte, fühlte man sich vielleicht im Gegenzug auch von ihnen nicht angezogen.

Weil man sie allgemein stumm, betrübt und irgendwie zu Recht der Gemeinheit zu bezichtigen schien, willigte Mary Ann schließlich in die Verlobung ein, aber eine lange Verlobung. Sie hatte gespart, um sich den Westen anzusehen, den sie schon flüchtig aus einem Kino in Moshi kannte, und außerdem wollte sie ihre Eltern besuchen. Jack küßte sie mit unerwarteter Heftigkeit und schenkte ihr einen Diamantring, den sie aus Angst, ihn zu verlieren, nur trug, wenn sie mit Jack zusammen war. Ihre Unschuld war ihr Schild. Bei einer erfahreneren Amerikanerin wäre Jack aufdringlicher geworden. Er war ein wenig frustriert, aber

auch erfreut, als hätte er sich ein seltenes Exemplar einer vom Aussterben bedrohten Vogelart eingefangen. Mit Bus und Bahn machte sich Mary Ann daran, Amerika zu entdecken.

Irgendwie fand sie es furchtbar klein. Vielleicht war es das gar nicht, aber es wirkte durch Autos, Busse, Bahnen, Flugzeuge und Straßen besetzt oder verbraucht; und überall Spuren von Menschen, unendlicher Dreck, obwohl es besser wurde, als sie den Westen und die Berge erreichte, aber nicht so grandios wie in den Filmen. Die kalifornische Wüste erschien ihr wie Teile Afrikas, die sie nicht kannte, denn auch Afrika kannte sie kaum, wie das Land rund um den Rudolfsee. Sie ging wandern, unentwegt suchte sie nach einer Möglichkeit zum Ausschreiten, wo es keine Autos gab. In der Wüste sprossen leere Bierdosen und Flaschen, gelegentlich wuchsen Berge gebrauchter Reifen, schmutziges Papier und Plastikbehälter fegten durch den heißen Wind. Sie konnte Jack einfach nicht sagen, daß sie das nicht ertrug, und sagte statt dessen, sie fliege zu ihren Eltern. Im Flugzeug schrieb sie ihm, elend vor schlechtem Gewissen, sie würde ihn niemals glücklich machen, er möge ihr bitte verzeihen und alles vergessen. Der Ring liege in der rechten oberen Schreibtischschublade in Mrs. Niedermeyers Gästezimmer.

Die Eltern mißverstanden Mary Anns Niedergeschlagenheit und mutmaßten unerwiderte Liebe. Sie waren froh, als ihre Tochter vier Monate nach ihrer Rückkehr wieder auflebte; sie hatte einen Brief von Mrs. Niedermeyer bekommen, fidel und feindselig zugleich, mit der Ankündigung, Jack werde eine junge Frau aus Cleveland heiraten, eine, die er schon sein Leben lang gekannt habe, aus guter, alteingesessener Familie. Jetzt, mit dreißig, wußte Mary Ann, daß sie niemals heiraten würde. Aber da draußen

war der Berg, eine Goldmine für jeden Botaniker, nur hatte sie keine Sekunde für sich allein.

Hätte sie gewußt, daß Jane nach Hause kam, wäre sie möglicherweise in Cleveland geblieben und hätte Jack geheiratet. Daddy und Mummy waren übergeschnappt, was dachten sie sich dabei, ihr das gesamte Hotel aufzubürden, als täten sie ihr damit einen Gefallen? Daddy und Mummy saßen herum, gingen den Gästen auf die Nerven und machten sich lächerlich, indem sie mit Jane prahlten; wer war sie denn, Marlene Dietrich? Jane tat gar nichts. Sie lungerte in ihrem Zimmer herum mit grünem Kleister im Gesicht, um Falten auszubügeln, und hörte Schallplatten, wa-wa-wa weinend über die Liebe wie eine kranke Kuh. Oder sie ließ sich hochmütig zwischen den Gästen treiben oder fuhr nach Nairobi, um Reiseveranstalter zu beschwatschen. Was hatten sich Daddy und Mummy dabei gedacht? Hausburschen, Kellner, Gärtner, Küchenpersonal, Fahrer, Rezeptions- und Büroangestellte, neunundfünfzig Afrikaner und ein Asiate, und die sollte sie ganz allein auf Touristenniveau halten. Sie war krank vor Sorge und Erschöpfung. Außerdem war sie drauf und dran, Jane die Leviten zu lesen. Höchste Zeit, daß irgend jemand sie vom hohen Roß holte, sie war eingebildet genug gewesen, bevor sie nach Europa ging, aber jetzt war sie noch unerträglicher. Und Amir war im Urlaub, also kam die Buchhaltung noch hinzu; zuviel, viel zuviel, mehr, als ein Normalsterblicher bewältigen konnte.

Mary Ann hatte Jane noch nie die Meinung gesagt. Jane kam ins Büro gestürmt, wo Mary Ann über einem Kontobuch saß. »Ein Afrikaner sitzt an der Bar und trinkt«, sagte sie.

Mary Ann arbeitete weiter und bewegte die Lippen beim Addieren einer langen Zahlenkolonne.

»Seit wann«, fragte Jane erbost, »sitzen Afrikaner an unserer Bar?«

»Seit der Unabhängigkeit.« Mary Ann zählte weiter.

»Das ist die Höhe. Warum lassen wir uns das gefallen?«

Mary Ann markierte ihre Stelle mit einem Lineal und einem Häkchen. Dann wandte sie sich Jane zu. »Er ist der Abgeordnete unseres Bezirks. Sehr nett und aufrecht. Er besteht sogar darauf, sein Bier selbst zu zahlen. Wir können uns glücklich schätzen, daß er hier einkehren mag, wenn er seine Leute besucht.«

»Glücklich?« höhnte Jane. »Auf das Entgegenkommen von Afrikanern und Horden von afrikanischen Gästen können wir ja wohl verzichten.«

»Dummkopf«, sagte Mary Ann, »auf das Entgegenkommen der Afrikaner sind wir angewiesen wie verrückt. Noch nie von der Unabhängigkeit gehört? Steckt da irgendwas unter deinem blondierten Haar? Wir sind hier die Gäste. Das ist nicht unsere Kolonie, das ist ihr Land. Wenn wir die Afrikaner beleidigen, werden wir rausgeschmissen. Ausgewiesen. Das können sie, und das tun sie.«

»So einen Schwachsinn habe ich überhaupt noch nie gehört. Bevor ich vor denen krieche, verkaufe ich lieber das Hotel.«

»Tatsächlich? Und hast du schon einen Käufer? Mein Gott, dümmer geht's wohl nicht!«

Jane war viel zu verblüfft über dieses sich windende Würmchen, um angemessen reagieren zu können. Statt dessen sagte sie: »Daddy hat ja bestimmt was beiseite gelegt.«

»Bestimmt! Sie haben den Gewinn immer wieder reingesteckt, um uns auf die alten Tage diesen schicken Kasten hinsetzen zu können. Warst du unfreundlich zu ihm?«

»Er hat mich angelächelt.« Jane wurde wieder wütend.
»Ich habe nichts gesagt, aber er hat es hoffentlich auch so kapiert.«

»Großer Gott. Jetzt muß ich hin und es irgendwie geradebiegen. So wenig Hirn ist wirklich ermüdend und gefährlich.«

Jane grübelte und schnaubte und schmollte, und ausnahmsweise stärkten die Eltern Mary Ann den Rücken.

»Wir haben bisher wenig afrikanische Gäste«, sagte Bob.
»Hauptsächlich Minister. Anständige, höfliche Burschen. Afrikaner fühlen sich hier nicht besonders wohl, und es ist auch sehr teuer für sie, aber natürlich bemühen wir uns, es ihnen recht zu machen, wenn sie kommen; das müssen wir, Jane. Es ist nicht mehr so wie damals, als du klein warst. Sie wollen das Hotel nicht, und sie wissen, daß wir dem Tourismus nützen, aber glaub mir, wenn wir ihnen zu nahe treten, fackeln sie nicht lange, dann schmeißen sie uns raus.«

Um Mary Ann und ihre Eltern vorzuführen, überschüttete Jane den nächsten afrikanischen Gast mit ihrem geballten Charme und ihrer ganzen Finesse. Er war der Neue Afrikaner, ein junger Bürokrat im grauen Flanellanzug. Er stammte von der Küste, trug uralte arabische Einflüsse in sich, hatte eine scharfgeschnittene Nase, geschwungene Lippen und einen anmutigen schlanken, hochgewachsenen muskulösen Körper. Mit weißer Haut hätte er wie ein griechischer Gott ausgesehen, wie die Abbilder in den römischen Museen, die Jane sich nie angesehen hatte. Er hieß Paul Nbaigu und war Christ wie die Familie Jenkins. Er hatte einen Verwaltungsposten im Ministerium für Landwirtschaft und Kooperativen und eine europäische Vorliebe für Badezimmer und gepflegt dargereichtes Essen. Statt beim afrikanischen Verwalter einer Kooperative

unterzukommen, führte er seine Inspektionen lieber vom Hotel aus. An der Bar, wo er still seinen Whisky Soda trank und sein Gehalt für europäische Annehmlichkeiten drangab, setzte sich Jane zu ihm, stellte sich vor und gab ihr schönstes, melancholischstes, betörendstes Sängerinnenlächeln zum besten, als hätte sie wieder einmal ihre unvermeidlichen Bluesworte gehaucht: *why doan yah luv me like yah useta do.*

Jane bot an, ihm beim Essen Gesellschaft zu leisten – noch mehr trotzige Großtuerei: Sollte ihre Familie doch mal sehen, wie sich die Kriegerei vor den Afrikanern ausnahm. Paul Nbaigu konnte das Angebot nicht ausschlagen, schien sich jedoch auch nicht geehrt zu fühlen. Langsam nahm Jane ihn wahr.

»Wo haben Sie Englisch gelernt?« fragte sie. »Sie sprechen ja fließend.«

»Hier und da. Und an der Universität Makerere.«

Sie konnte schlecht fragen, wo er seine tadellosen Tischmanieren gelernt hatte. Auch er nahm Jane langsam wahr, vor allem die Art, wie sie mit dem Kellner umsprang, ihn verächtlich herumkommandierte, ohne ihn zu sehen. Eine kleine Flamme züngelte im Kopf von Mr. Nbaigu, der die Weißen nicht besonders mochte, wobei er auch die Schwarzen nicht übermäßig mochte.

»Wo haben Sie Suaheli gelernt?« fragte er.

»Ich bin hier geboren.«

»Inland-Suaheli«, sagte Mr. Nbaigu nachsichtig. »An der Küste amüsieren wir uns darüber.«

Es war nicht leicht, sich mit ihm zu unterhalten, aber Jane hatte sich auch noch nie mit einem gebildeten Afrikaner unterhalten, überhaupt mit keinem von ihnen seit ihrer Kindheit, seit sie als Königin über das Kindervolk des nahe gelegenen Chagga-Dorfes geherrscht hatte. Und um die

Unterhaltung ging es auch nicht. Während des gesamten Essens - Lammbraten, Minzsauce, Kartoffeln, Blumenkohl und Sirupkuchen, solide englische Küche, Dorothys Stolz und Spezialität - hatte Jane das beunruhigende Gefühl, als entströmten diesem attraktiven, stoischen Afrikaner Energiewellen, die über ihren Körper rieselten. Beim Mokka angelangt, schnatterte sie wie ein aufgescheuchtes Huhn. Als Mr. Nbaigu sich entschuldigte, er habe noch zu arbeiten, stolzierte Jane durch den Speisesaal zum Tisch der Familie.

»Und?« sagte sie. »Ich mache die Afrikaner glücklich, Daddy, ich gehe unseren Herren um den Bart.«

Bob nickte und aß weiter seinen Kuchen. Dorothys Hände zitterten. Sie schwieg.

»Er gehört nicht zu unseren angenehmsten Herren«, warf Mary Ann ein.

»Und woher willst du das wissen?« fragte Jane.

»Ich habe Freunde bei den Chaggas. Es paßt ihnen nicht, daß er hier wohnt und als schnieker Städter bei ihnen aufkreuzt, ein paar Fragen stellt, ein paar Anweisungen erteilt und sich wieder aus dem Staub macht. Sie meinen, er arbeitet für sich, nicht für sie.«

»Du bist ja wirklich dran am Puls der Nation. Laß dich doch einbürgern, dann kannst du richtig mitmischen in Tansania. Kommt er denn öfter her?«

»Alle paar Monate«, sagte Bob. »Ihm untersteht auch der Meru-Distrikt und vielleicht noch weitere. Mary Ann hat recht: Er ist nicht beliebt bei den afrikanischen Farmern. Ein echter Bürokrat, die sind doch alle gleich, überall auf der Welt. Komisch, wie schnell die Afrikaner sich das abgeguckt haben. Sie suhlen sich in Papierkram wie die Enten im Teich.«

Dorothy schwieg noch immer. Mary Ann war so böse auf ihre Schwester, daß sie sie gar nicht ansehen konnte. Janes